

Maria Hoffmann-Darteville

Über den Ozean

Roman



All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Achter Verlag, Weinheim
www.achter-verlag.de

ISBN 978-3-948028-16-9

Lektorat: Martina Leiber
Druck: **Gyomai Kner Printing House Co. Ltd.,**
Gyomaendrőd

Der Roman wurde im Rahmen des Programms „NEUSTART KULTUR“
durch ein Stipendium der VG WORT gefördert

1

Februarsommer

Ihre Augen bleiben geschlossen, sie sieht keinen Himmel, kein Mäuerchen, kein zitterndes Grün. Nur blasse Lichtflecken, wie Schlieren in dunkler Soße.

Das Telefon klingelt noch zweimal, dann schweigt es. Nicht jetzt, denkt sie.

Von unten wird ihr Name gerufen. Sie öffnet die Augen. Über ihr unversehrtes Blau. Nicht jetzt, denkt sie.

Sie ist seit zwei Tagen in Buenos Aires und sitzt bei Camilos Tante auf der Dachterrasse. Sie ahnt, wer am Telefon ist. Der Argentinier, der schon ein paar Wochen vor ihrer Abreise bei ihr angerufen hat. Eigentlich hat er nicht bei ihr, sondern bei Camilo angerufen. Sie musste ihn enttäuschen. Camilo ist nicht mehr zu sprechen. Im Lauf der Unterhaltung hat sich herausgestellt, dass er genau wie sie im Februar in Buenos Aires sein würde. Sie haben vereinbart, hier noch einmal zu telefonieren.

An einer Begegnung mit dem Unbekannten ist sie nicht sonderlich interessiert. Oder vielmehr: Sie hat Angst davor *und* ist nicht sonderlich interessiert. Aus Höflichkeit wird sie trotzdem zusagen. Eine winzige Portion Neugier ist auch dabei, verschwindend klein angesichts der Vorstellung, einem Fremden schwierige Fragen beantworten zu müssen.

Nora steht auf. Leichter Schwindel. Sie geht über den heißen Zementboden zur Treppe, steigt die Stufen hinunter in den kleinen Innenhof. Durch die offene Glastür sieht sie Tante Milia in der Küche stehen, das Telefon in der ausgestreckten Hand.

„Für dich. Ein Alejandro.“

Er hat eine melodische Stimme. Argentinischer Klang und angenehm tief, das ist ihr schon bei seinem ersten Anruf aufgefallen. Seit einer Woche ist er in der Stadt. Diesmal spricht er von Anfang an Deutsch mit ihr. Er schlägt vor, sich bald zu treffen, warum nicht gleich übermorgen, an der Plaza Belgrano? Nora holt tief Luft. Gut, um vier in der *Confitería Zeta*.

Sie streicht sich das Haar aus dem Nacken und setzt sich an den runden Küchentisch, wo Milia ihre Augen vom zerschnittenen Himmel eines Puzzles hebt und Nora mustert. Camilos Tante ist es trotz sichtlicher Bemühungen noch nie gelungen, ihre Neugier zu verbergen. Am besten man entscheidet sich schnell, ob man ihr nachgeben will oder nicht. Nora kapituliert sofort. Sie wird jetzt das Nötigste erklären, sonst gibt Milia keine Ruhe.

„Alejandro ist der Bruder eines früheren Freundes von Camilo.
Der jüngere Bruder von Henry. Sagt dir der Name etwas?“

„Natürlich. Wegen Henry wollte Camilo doch damals nach Deutschland.“

Tante Milia ist weit über achtzig, hat aber immer noch ein ausgezeichnetes Gedächtnis.

„Genau.“

„Und was will sein Bruder von dir?“

„Er wollte mit Camilo reden. Hatte keine Ahnung. Ausgerechnet jetzt ruft er an, dabei lebt er selbst schon lange in Deutschland, gar nicht so weit entfernt von uns. Du weißt, was damals passiert ist, oder?“

Milia zieht die Augenbrauen hoch: „Natürlich. Aber das ist doch schon ewig her!“

Sie schiebt das Brett mit dem Puzzle zur Seite. Puzzeln beruhigt sie. Dieses Puzzle ist riesig, tausend Teile. Sie hat wie immer mit dem Himmel angefangen.

Camilos und Noras gemeinsame Zeit in der Heidelberger Altstadt wird ans Licht gezerrt, ein Leben, das Jahrzehnte zurückliegt und das Milia nur aus Erzählungen kennt. Aber auch von diesen Erzählungen hat sie erstaunlich viel behalten. Nora bewegt sich mühsam durch die ferne Vergangenheit, in Gedanken ist sie bereits bei dem Treffen übermorgen. Eine Kraftanstrengung. Sie wird auch da zurück müssen in alte Zeiten, die sie wie einen weiteren Verlust erlebt. Wird sich einen inneren Film anschauen müssen, den sie schon zermalmt gesehen hat und der mehr denn je zum Museumsstück geworden ist. Aber die offenen Fragen sind geblieben.

Die Unterhaltung mit Milia bekommt Risse. Nora steht auf, wäscht zwei Gläser ab, die in der Spüle stehen, und sagt, sie wolle sich noch eine Weile auf die Dachterrasse setzen.

Sie ist wieder in Buenos Aires. Ein heißer Tag Ende Februar. Sie blickt auf die Bäume an Milias Straße und fragt sich, wie sie die beiden Wochen in diesem Land aushalten soll. Sie wollte ja kommen, niemand hat sie dazu gedrängt, aber es wäre auch undenkbar gewesen, es nicht zu tun. Deshalb hat sie vor ein paar Monaten Camilos Familie ihren Besuch angekündigt, die sich zu freuen schien, hat das Ticket gebucht und sich vor zwei Tagen auf den Weg gemacht. Hinter ihr liegt der lange Flug, und noch hier, unter der strahlenden Sonne, spürt sie im Rücken die vierzehnstündige Enge.

2

Fliegen

Sie hat alle Hürden genommen, die tatsächlichen und die eingebildeten, und sitzt im Dröhnen der Maschine, den Magen in miserabler Verfassung, wie bei jedem Start. Diesmal fliegt sie nonstop von Frankfurt nach Buenos Aires. Keine Zwischenlandung, kein ermüdendes Warten auf einem Flughafensitz in Madrid oder Rom oder Sao Paolo. Zum ersten Mal hat sie einen Direktflug gebucht, der Preis war ihr fast egal.

Neben ihr hat sich ein ausgesprochen dicker Mann niedergelassen. Als habe man beschlossen, das genaue Gegenstück zu Camilo neben ihr zu platzieren, um ihn aus ihren Gedanken zu vertreiben. Für einen Argentinier ist diese überwältigende Körperfülle ganz untypisch, auch wenn es inzwischen im Land so einige Dicke gibt. Unter anderem, weil, vermutet Nora, die nordamerikanischen Ernährungsgewohnheiten jetzt auch im südlichen Teil des Kontinents ihre Folgen zeigen. Sie hatte den Mann für einen Europäer oder Nordamerikaner gehalten. Aber wie sich soeben herausgestellt hat, ist er ein Landsmann von Camilo.

Vor ihnen liegen fast vierzehn gemeinsame Flugstunden. Nora hat sich am Fenster eingerichtet, ihr Buch aus der Handtasche geholt und in das Fach an der Vorderlehne geschoben, den kleinen MP3-Player daneben. Bei ihrem Nachbarn ging der Einzug schnell, er hat sich hingesetzt und sich bis auf eine kurze, ärgerliche Unterbrechung nicht mehr geregt. Er hat nahezu keine Bewegungsmöglichkeit, da er fast den gesamten Raum zwischen Sitz- und Vorderlehne ausfüllt.

Nora schwankt zwischen Mitleid und unangenehmen Vorahnungen, was die praktische Seite ihrer Nachbarschaft betrifft. Als die Stewardess vor dem Start die Gepäckverteilung in den Fächern beanstandet hat, hat er sich wütend hochgehievt und seine Sachen verteidigt.

Kurz darauf hat er Nora erzählt, er habe bereits einen langen Flug von Lettland hierher hinter sich, hat mit argentinischem Sarkasmus über seine Firma hergezogen, die ihm solche Strapazen zumutet. Jetzt gehe es wieder nach Hause. „Und du?“, hat er sie gefragt. „Ich besuche Familie“, hat Nora geantwortet.

Dröhrende, bebende Stille. Die Maschine ruckelt. Ihr Nachbar ist verstummt, sie ist froh, sie will nicht reden. Sie blickt aus dem Fenster, dorthin, wo es schon nichts mehr zu sehen gibt außer Schwärze und den mysteriösen Bewegungen kleiner Lichtpunkte auf einem unsichtbaren Rollfeld. Es wird früh dunkel, aber für einen deutschen Wintermonat ist es nicht sehr kalt.

Sie schließt die Augen und greift nach Camilos Hand. Den schweren Maschinen traut sie auch nach so vielen Flügen nicht. Sie sitzt in einem riesigen Wunderding, ohne daran zu glauben, dass es sich in die Luft erheben und am Himmel bleiben kann, während ihr in ihrem Sitz schwindelig wird, während sich etwas in ihr zusammenzieht, das sich frühestens dann entspannen wird, wenn wie aus dem Nichts die Stewardessen auftauchen und geschäftig durch die Gänge laufen. Irgendwann werden ihre Ängste verschwinden, wird sie das Gefühl haben, mit lauter Fremden auf einer Busfahrt zusammenzusitzen, und wird sich abzulenken versuchen wie alle, die im Flugzeug nicht schlafen können.

Tränen brennen ihr in den Augen, ihr Nachbar soll sie nicht laufen sehen, also starrt sie weiter hinaus in die schwarze Nacht. Sie hatte Angst vor der Angst, wie immer, jetzt ist da nur noch dieses Brennen. Und das nutzlose Warum, das sich gegen jede Vernunft durchsetzt. Warum ist er nicht da, warum mache ich diese Reise ohne ihn, warum kann ich nicht seine Hand festhalten und drücken wie jedes Mal? Falls wir abstürzen, sterben wir wenigstens zusammen, hat sie zu Camilo gesagt, wenn die Maschine sich in Bewegung setzte. Er hat schmunzelnd

weiter geradeaus geblickt. Und durch ihre Todesangst hindurch schimmerte ein romantischer Fatalismus: Falls es schon sein muss, dann mit dir, ja, so wäre es am besten, so wäre das Ende vielleicht sogar in Ordnung.

Sie sollte statt der abwesenden Hand lieber etwas Greifbares umklammern, ihr Buch vielleicht oder die Armlehne. Aber die hat ihr Nachbar beschlagnahmt, seine Augen sind geschlossen. Unmöglich, zu erahnen, ob er schon schläft oder ob auch ihn etwas lähmt, eine Furcht, ein Überdruss, eine Erinnerung. Ihr Laptop steckt dummerweise in ihrem kleinen Rucksack oben im Gepäckfach. Sie dachte, sie könnte während des Flugs vielleicht ein bisschen an der Übersetzung des mexikanischen Romans arbeiten, einem Auftrag, der sich auch in Himmelsregionen erledigen ließe. Aber die Arbeit ist ihr in diesem Moment egal und sie befürchtet, dass sie auch in Buenos Aires keine einzige Zeile zustande bringen wird.

12

Während Nacken und Schultern sich versteifen, hört sie wieder Camilos Stimme, die ihr das Funktionieren der Flügelklappen erklärt, deren Bewegungen man bei Tageslicht und vom richtigen Platz aus durch das kleine Fensteroval beobachten kann. Von seinen Erklärungen hat sie kaum etwas behalten. Die Technik des Fliegens hat sie nie interessiert, ihn dagegen hat sie begeistert, obwohl sein Jugendtraum vom Pilotenleben längst ausgeträumt war. Stundenlang hat er früher Modelle nachgebaut, Flugzeugkörper mit meterlangen Flügeln, die ihre erste gemeinsame Wohnung, eine kleine Behausung unter zwei Dachschrägen, verstopften. Über Wochen haben die riesigen Teile den Tisch belagert, so dass sie zum Essen ihre Teller auf den Schoß nehmen oder in die winzige Küche ausweichen mussten.

Behalten hat sie von seinen Ausführungen, dass Starts und Landungen die gefährlichsten Momente beim Fliegen sind. Camilo hätte ihr nie erklären dürfen, was der Pilot im Ernstfall alles beherrschen

muss. Sie wollte keine Einzelheiten wissen, im Übrigen dachte sie an Piloten nicht als erfahrene Fachleute, sondern als Gefühlswesen. Was, wenn er heute verkatert ist? Unglücklich verliebt, schlecht gelaunt, übermüdet? Fliegt er mit Zahnschmerzen, mit Wut im Bauch, von Konkurrenzangst geplagt?

Camilo schmunzelt. Norienchen, sagt er. Wann hat er sich diese Verkleinerung ihres Namens ausgedacht? Sie hat es vergessen. Er wendet den Kopf zur Nacht vor dem Bullauge, blickt auf das Gefunkel der Stadt unter ihnen, von der sie sich aufsteigend entfernen. Sie verkrampft sich noch mehr, ihre Brust wird eng, sie ringt nach Luft, und er entspannt sich, in der Vorfreude darauf, am nächsten Morgen in Buenos Aires zu sein, im argentinischen Sommer, bei seiner Familie.

3

Asche

Sie hat die Asche in eine kleine Plastikdose gefüllt, eine dieser weißen Apothekerdosen für speziell angerührte Salben. Solche Behälter gibt es noch etliche in ihrer Wohnung. Kann man irgendwann gebrauchen, hat Camilo immer gesagt, für Lackreste, Schrauben, herumfliegende Kleinenteile. Von Asche war nie die Rede gewesen. Der Deckel ließ sich festzuschrauben, es würde also nichts in den Koffer rieseln.

Vor der Einäscherung hat sie den Mann vom Bestattungsinstitut ins Vertrauen gezogen und um eine Gefälligkeit gebeten. Ein rundlicher Mann mit einer sanften Stimme, geübt in tröstlichen Tonlagen. Sie hat gesagt: „Er war Argentinier, ich würde gern einen Teil seiner Asche in seine Heimat bringen, so hat er es sich gewünscht.“ Der Bestatter hat geschwiegen und zum Tischende geschaut. Sie hat sehr flach geatmet. „Verstehe“, hat er schließlich mit mildem Lächeln erwidert, „Argentinien. Na gut, ich werde etwas Asche für Sie zurück behalten. Aber das bleibt unter uns. Erlaubt ist es nicht.“

Ihr gestauter Atem ist wieder geflossen. An einem engstirnigen Bestatter hätte alles scheitern können. In Deutschland ist die Aufbewahrung der sterblichen Überreste eines Menschen in den eigenen vier Wänden nicht erlaubt, mit ihnen herumzureisen schon gar nicht. Warum heißt es sterbliche Überreste? Sterblich war er vorher, vor seinem Tod. Jetzt ist er tot, seine Überreste leben nicht mehr, auch wenn es für Nora unfassbar ist und sich auch jetzt, vierzehn Monate später, immer wieder anfühlt wie ein langer, scharfer Schnitt durch die Brust.

Der Bestatter war wirklich in Ordnung. Er hatte Camilo persönlich bei ihr abgeholt, obwohl Weihnachten war, hatte Camilo, nicht seine sterblichen Überreste, sondern den tags zuvor gestorbenen Camilo

gemeinsam mit einem Helfer abtransportiert. Wohin genau, wollte Nora nicht wissen. Sie wollte auch anschließend nicht wissen, in welchem dunklen Raum sein kalter Körper lag. Allein, ohne sie. Endgültig allein. Sie wollte nichts mehr vom Sterben wissen. Sie würde ihn jetzt täglich zum Leben erwecken, er würde bleiben.

Etliche Male hat sie sich seitdem gefragt, wie es möglich ist, dass man im tiefsten Schmerz noch praktisch denken kann. Wie man es schafft, den Schmerz wegzuschieben, für eine ganze Weile sogar, ihn neben sich oder unter sich zu schieben, sich auf den Schmerz zu setzen wie auf ein Gepäckstück, auf ein Bett, auf den Stuhl, auf dem sie täglich sitzt und arbeitet.

Camilo bleibt, als Schmerz, als Glück, hautnah. Er hat sofort begonnen, sich in ihr einzunisten. Er kann tun und lassen, was er will, sie kann dabei praktische Dinge erledigen. Erledigen. Ihre Rettung. Die Menschheit würde untergehen ohne ihre Erledigungen. Im Meer aus Schmerz, in der Asche des Verlorenen.

15

Sie blickt wieder in die Schwärze hinter der Scheibe. Camilo, denkt sie und wird es noch tausendmal denken, wo bist du? Setz dich, sie bringen das Essen.

Der Duft nach warmen Soßen schwebt heran, sie klappt ihr Tischchen herunter.

4

Schlaflos

Ihr Nachbar schläft hinter seinem massigen Bauch, der ihm nur eine einzige Sitzposition erlaubt. Sein linker Ellbogen ragt über die Seitenlehne in ihr Revier. Sie kauert sich ans Fenster, zieht sich die dünne braune Decke über die Schultern. Ihr Kreuz tut weh, jetzt schon, von irgendwoher zieht es.

Warum hat sie kein Schlafmittel genommen? Camilo hat keine Skrupel gehabt, schluckte Rohypnol und torkelte am nächsten Morgen durch den Gang zum Klo. Bis er wieder richtig lebendig war, befanden sie sich schon auf dem Landeanflug. Unter sich die Küste, die braune Flussmündung, sonnengebadete Felder, Ezeiza, den Flughafen von Buenos Aires. Die gelbe Erde sah nach Wärme aus, in der sie den deutschen
16 Winter hinter sich lassen würden, schlagartig, benommen, glücklich.

Jenseits des Gangs ist ein schwaches Flimmern zu erkennen, ein anderer Schlafloser schaut sich einen Film an oder ist vor den Bildern eingeschlafen. Weiter vorne jammert ein Kleinkind. Das Dröhnen ist so monoton, dass es sich inzwischen beinahe in nichts auflöst. Einschläfernd, aber zu ihr kommt kein Schlaf. Ihr Nachbar schnarcht vielleicht, unhörbar. Müdigkeit und generierte Schlaflosigkeit haben all ihre Ängste verdrängt. Sie fliegt, na und, eigentlich ist nichts dabei. Nur wenn die Maschine absackt, wenn es ruckelt, flackern Schreckensbilder auf, sieht sie das Meer vor sich wie einen schwarzen Todesgraben.

Sie hat sich sehr konzentriert, um von dem grauemelierten Pulver nichts zu verschütten. Es hat nur ganz leicht gestaubt, Asche hing unsichtbar in der Luft, hat sich vermutlich auf ihre Hände, auf ihren Pullover gelegt, ein Hauch auf ihre Lunge. Während das Pulver aus der kleinen Plastiktüte rieselte, die der Bestatter ihr einige Wochen nach der

Einäscherung, in ein hübsches grünes Samttäschchen gehüllt, übergeben hatte, hat sie sich unwillkürlich gefragt, was genau diese graue Substanz, dieses Gemisch aus Staub und Körnern einmal gewesen ist. Dabei wollte sie es gar nicht wissen, sie wollte bei dieser Prozedur nicht an ihn denken, nicht an seine dunklen, warmen Augen und die zarte Haut am Beginn der Wangen, die sie so gern mit den Lippen berührt hat. Nicht an den vertrauten Körper. Auch nicht an das schmerzstarre Gesicht. Sie hatte Angst, sie würde alles fallen lassen und sich weinend neben ihm, neben diesen lächerlichen Ascherest, auf den Boden legen. Sie durfte sich nicht fragen, welche Teile von ihm in die weiße Dose rieselten, um die weite Reise anzutreten. Auch nicht, welche in ihrer Wohnung bleiben würden.

Es stand plötzlich fest. Ein kleines bisschen von ihm würde bei ihr bleiben und ihr gehören. Warum sollte sie es nicht behalten dürfen? Nur weil es in Deutschland nicht erlaubt war? Die Japaner bewahrten die Asche ihrer Verstorbenen zu Hause auf. Verehren sie ihre Toten eigentlich wie Heilige, an einem Altar, auf einem Podest? Oder in einem schlichten Bücherregal, auf dem Nachttisch neben der Leselampe? Erzählen sie ihnen abends aus ihrem Leben, wie sie es tut? Beten sie für ihre Toten, wie sie es nicht tut?

Sie verbot sich die Überlegung, was genau sie da gerade portionierte wie eine Apothekerin. Und kam nicht dagegen an. Und dachte plötzlich: Es könnte auch eine Menge Holz in dieser Asche sein, Camilo war ja mitsamt dem Sarg verbrannt worden. Der Gedanke tröstete und enttäuschte sie. War überhaupt etwas von ihm in diesem Pulver? Würde sie wirklich ihn nach Argentinien bringen? Ja. Sie würde ihn, Camilo, dieses graue bisschen von ihm, in sein Land bringen. Ganz egal, wie viel, und wie verboten es war.

Und wieder kam es ihr vor, wie der allergrößte Unsinn, dass er tot sein sollte.

5

Turbulenzen

18

Fliegen gleicht seit Stunden einer Autobahnhfahrt, monoton, gleichförmig. Ihr Magen ist jetzt ruhig. Nur noch in kurzen Momenten sieht sie die Meeresdunkelheit vor sich. Einen Absturz über Land stellt sie sich weniger grauenvoll vor. Der Schrecken des Ozeans liegt in seiner Tiefe, als wäre das Sterben dort von anderen Qualen begleitet, als müsste man in den Fluten erst noch die Vorhölle der Todeseinsamkeit durchqueren, während man beim Auftreffen auf festem Boden im Nu ausgelöscht und von allem erlöst wäre. Das Meer als erste Dimension der Ewigkeit. Mehr will sie sich nicht vorstellen. Sie hat größere Angst vor dem Totsein als vor dem Sterben. Bei den meisten Menschen ist es umgekehrt.

Wie wäre jetzt eine Reise mit dem Schiff? Wunderbar. Sie würde schon nach wenigen Minuten seekrank werden, von der Schönheit des Ozeans kaum etwas mitbekommen, reglos in ihrer Koje liegen und auf die Ankunft warten, die Brechschüssel in Reichweite, das Meer verfluchend. Dabei wäre eine Schiffsreise für sie heute weit angenehmer als für Camilos Großeltern, die Anfang des Jahrhunderts gemeinsam mit Scharen von Auswanderern den Atlantischen Ozean überquert hatten, wochenlang auf See, nachts dicht an dicht mit zahllosen anderen armen Emigranten auf schmalen Pritschen im stinkenden Bauch eines Überseedampfers.

Wieder ist Noras Kopf voller Wasser. Lieber den Bildschirm einschalten und sich ablenken, als weiter über Abgründe nachzudenken. Und über die Frage, wo wir alle enden, wo Camilo jetzt ist und was

er jetzt ist. Täglich diese unsinnige Frage, auf die es keine andere Antwort gibt als klägliche oder irrwitzige Gedankenbasteleien oder die Erfindungen der Religionen. Wo ist das wunderbare, grenzenlose, geheimnisvolle Sammelsurium von Leben geblieben, das in ihm steckte, das weit über ihn hinausreichte? Wie konnte es so einfach verschwinden? Der Verstorbene existiert in uns weiter, hört sie diejenigen sagen, die sie trösten wollen. Ja, natürlich. Und nein, will sie wütend schreien, nein, er ist erloschen, dieser Mensch existiert nicht mehr!

Der Film war nichts Besonderes, eine Ablenkung, anderthalb Stunden sind vergangen. Der Bildschirm ist wieder schwarz und Nora geistert plötzlich ein verrückter Gedanke durch den Kopf: Sie könnte Camilos Asche auch wie die von Timothy Leary, diesem LSD-Experimentierer, in die Luft schießen lassen. Irgendein Hobbypilot würde sie mit seinem Flugzeug im Äther verteilen. Sie hat mal gelesen, dass von Learys Asche sieben Gramm ins Weltall katapultiert wurden. Sieben Gramm? Mit der Briefwaage abgewogen? Hätte Camilo so ein Blödsinn gefallen? Eher nicht. Oder vielleicht doch. In anderen, gesunden Zeiten hätte er das Bild vermutlich gemocht: ein Flugzeug, das ihm, dem Flugzeugliebhaber, ein Grab im Himmel schenkt.

„Werden sie mich am Flughafen verdächtigen, explosives Pulver mitzuführen?“, hat sie Freunde gefragt. Man hat sie beschwichtigt. Aber wer hatte schon eine Ahnung, keiner ihrer Freunde hatte je eine solche Ware geschmuggelt. Sie wusste, wie nervös sie sein würde vor dieser Reise. Und die illegale Fracht würde sie noch nervöser machen. Einmal hat Camilo ihr bei der Ankunft in Buenos Aires gebeichtet, er habe ein Stück Haschisch in der Hosentasche mitgenommen, ihr aber